

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 246.

Donnerstag, 17. September.

1931.

Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sekundenlang blickt Juliane ihm ernsthaft ins Gesicht. „Ich habe es gemerkt“, sagt sie dann. „Aber es ist nicht nötig. Wir wollen ehrlich sein: Ich bin hierhergekommen, um mir darüber klar zu werden, ob ich den Vorschlag annehmen soll, den Sie meinem Vater gemacht haben. Das ist vorläufig alles. Und nun wollen wir zu Tisch gehen!“

„Gut!“ Madenzie wendet sich dem Speisesaal zu. Er ist einestells erleichtert, andererseits aber auch etwas beunruhigt durch die nüchterne Sachlichkeit dieser jungen Holländerin.

Madenzie löffelt seine Suppe und sucht nach einem Gesprächsstoff. „Bitry berichtete mir, Sie hätten in Ostende ein Rennen gewonnen. Ich gratuliere nachträglich. Ein schöner Erfolg für eine junge Dame!“

„Es geht. Ich fahre leidenschaftlich gern.“

„Selbstverständlich steht Ihnen hier mein Wagen jederzeit zur Verfügung — auch ohne mich. Ich werde Warry sagen, daß er ihn Ihnen bedingungslos auslieft. Warry ist der Chauffeur. Er liebt „seinen“ Wagen mit der Eifersucht eines Othello.“

„Kann ich verstehen. Da wird es Warry schwerfallen. Aber von Ihnen ist es wirklich freundlich, Herr Madenzie!“

Er antwortet nicht; er hat etwas ins Auge gefaßt, das ihn zu interessieren scheint.

Anwillkürlich folgt Juliane seinem Blick und sieht einen Herrn das Restaurant betreten, das um diese Zeit nicht sehr besetzt ist. Der Fremde scheint daher Madenzie sofort bemerkt und erkannt zu haben. Zwischen beiden wird ein Gruß höflicher Bekanntschaft gewechselt, dem Juliane sich durch leichtes Kopfschütteln anschließt. Dabei heften sich die leuchtend blauen Augen des Mannes einen Augenblick aufmerksam auf sie. Sie hat den Eindruck eines sehr sympathischen, ernststen Menschen. Das Gesicht ist hager und sonnenverbrannt. Der helle Anzug verrät einen guten Schneider, wenn er auch etwas veraltet wirkt. „Wer ist das?“ fragt Juliane.

„Astan Molitor. Ein deutscher Farmer hier aus der Gegend.“

„Gerade so sieht er auch aus“, findet Juliane. „Wie ein Landjunker, der mal die Residenz besucht oder zur Hengstparade in die Kreisstadt fährt. Ihre Scholle bringen sie förmlich mit: herzhast, schwer und kraftvoll, wie Roggenbrot. Aber hier baut man wohl Weizen?“

„Richtig!“ Madenzie lächelt amüsiert. „Woher haben Sie eigentlich diese Kenntnisse?“

„Meine Mutter stammte aus Mecklenburg“, sagt Juliane ernsthaft. „Als Kind war ich oft bei den Großeltern zu Besuch, bei Pferden, Kühen und Hühnern. — Sie sind mit Herrn Molitor befreundet?“

„Das wäre wohl zuviel gesagt. Er ist aber, glaub ich, ein näherer Landsmann Ihrer Frau Mutter. Gutsbesitzerjohn aus der Gegend. Dann Seeoffizier und nach dem Kriege Farmer hier.“

„So?“ Juliane sieht sich die graden und edigen Schultern Molitors von hinten an, der sich an einem Tisch einen Platz sucht.

„Seit einiger Zeit ist er unter die Spekulanten gegangen“, fährt Madenzie mit bestimmter Absicht fort. „Gold natürlich. . . fixe Idee! Sein Terrain liegt in unserer Nachbarschaft, daher die Geschäftsbekanntschaft.“

Juliane durchzuckt plötzlich eine Erinnerung. „Ist er verlobt?“

Madenzie läßt verblüfft die Gabel sinken, die er gerade zum Mund führen wollte. In seinen Augen blüht es auf, wie misstrauische Wachsamkeit.

„Ich meinte nur so . . .“ Juliane fühlt sich ärgerlich erröten. Erst nachträglich kommt ihr der merkwürdige Eindruck zum Bewußtsein, den ihre spontane Frage erwecken mußte. „Die meisten Kolonisten sind doch verlobt oder verheiratet, dachte ich mir.“ Warum sie diese lahme Erklärung gibt, ist ihr selbst nicht ganz klar.

„Sie haben richtig taxiert“ Madenzie leert sein beschlagenes Glas. „Er ist verlobt, soviel ich weiß. Wir sprachen neulich davon. Ich sagte ihm, daß ich auch heiraten wollte.“ Er hat sich auf den Tisch gelehnt, das leere Glas zwischen den Händen, und sieht Juliane fest an.

„Dann hält er mich jetzt wahrscheinlich schon für Ihre Braut“, scherzt Juliane, „und sieht deshalb so interessiert her?“

Das stimmt tatsächlich. Madenzie kann sich durch eine Wendung des Kopfes davon überzeugen. „Ich werde Sie miteinander bekannt machen“, entscheidet er.

Als Molitor kurz darauf von seinem Tisch aufsteht und vorüberkommt, erhebt sich der Direktor und tritt ihm entgegen. Juliane sieht überrascht zu. Sie weiß nicht recht, worauf das hinausgeht.

„Erfreut, Sie zu treffen, Mr. Molitor! Wir sprachen eben von Ihnen. Möchte Sie mit einer Landsmännin bekannt machen: Mr. Molitor — meine — mein Besuch, Fräulein Juliane ter Steegen“, führt er, auf Julianes warnenden Blick, die Vorstellung zu Ende.

„Sehr angenehm!“ Molitors knappe Verbeugung wird von einem liebenswürdigen Lächeln begleitet, dem ein kleiner Hauch von Humor beigelegt ist.

„Nehmen Sie doch, bitte, Platz, Herr Molitor!“ sagt Juliane auf deutsch und reicht ihm die Hand. Seine Finger sind offenbar aus Holz, mit eisernen Scharnieren.

„Wirklich eine freudige Überraschung für mich, in meiner Muttersprache begrüßt zu werden!“ Molitor setzt sich. „Sie sind doch Holländerin — dem Namen nach, gnädiges Fräulein?“ Dabei sieht er dem jungen Mädchen ins Gesicht; das reine, tiefe Grau ihrer Augen fällt ihm angenehm auf.

„Halb“, sagt Juliane. „Es gibt hier aber doch gewiß eine Menge Deutsche?“

„Das wohl. Aber ich komme kaum je mit ihnen zusammen. Mein einziger Nachbar in zwölf Meilen Entfernung ist ein alter Schotte.“

„Da leben Sie also wie ein Einsiedler auf Ihrer Farm? Ich weiß nämlich schon, daß Sie eine haben.“

„Die Hungerfarm!“ bestätigt Molitor bereitwillig. „Es ist aber nicht so schlimm, wie sich's anhört. Ich tue auch alles mögliche, um kein Sonderling zu werden, und bin deshalb wieder mal hier.“

Juliane betrachtet ihn, während er spricht, mit erstaunter Neugier, die zu offener Herzlichkeit ist, um zu verleihen. War dies nun tatsächlich Ines Discaills Verlobter? Allmählich ist ihr die ganz genaue Erinnerung zurückgekehrt. Mancherlei Erinnerung . . .

„Was machen die Geschäfte?“ stößt Madenzie unver-

mittelt vor. Ich habe gehört, Sie seien dabei, ein Kon-
sortium für die Bohrung auf die Beine zu bringen?“
Molitor schüttelt den Kopf. „Ich habe hier nur mit
einer bescheidenen Möbelfirma verhandelt“, sagt er ver-
stodt.

Madenzie kneift die Augenbrauen zusammen und
sieht ihn scharf an. „Das wäre ungemein vernünftig.
Aber Sie halten trotzdem an Ihrer Idee fest? Ich kenne
Sie. Und ich warne Sie. Sie sollten sich die Sache
reiflich überlegen!“

„Wenn Sie mich kennen, werden Sie begreifen, daß
ich es getan habe“, antwortet Molitor mit höflicher Be-
stimmtheit.

„Möglich . . . Aber die Verhältnisse ändern sich.
Noch halte ich mein Angebot aufrecht.“

Was ist das?, denkt Juliane und streichelt Clever,
den sie auf ihren Schoß genommen hat. Das Terrain
soll doch nichts wert sein?

„Dank!“ hört sie Molitor sagen. Dann guckt er
über den Tischrand. „Lieber Himmel, was haben Sie
denn da, gnädiges Fräulein?“

„Clever“, sagt Juliane und hebt den schlaftrunkenen
Terrier halb auf.

Molitors Finger kraulen behutsam den Rücken der
Hundenase, die seinen Handteller zutraulich beschnüffelt.
Clever? Da sollten Sie meinen Zerberus sehen! Den
Höllenhund, als Gegenstück zum Schoßhund!“

Warte nur!, denkt Madenzie und zündet sich eine
Zigarre an. Dann schaut er nach der Uhr.

„Ich möchte mich nun verabschieden“, sagt Molitor
daraufhin mit verbindlicher Miene. „Ich wollte noch
zur Post. Mit demselben Dampfer, der Sie, gnädiges
Fräulein, wohl gebracht hat, erwarte auch ich etwas.“

Juliane, die ihn fragend ansieht, wundert sich über
das tiefe Leuchten in seinen Augen. Madenzie, der den
Inhalt des Briefes schon kennt, den Molitor erwartet,
bläst schweigend den Rauch in die Luft. —

Asthan Molitor geht zur Post. Die Hitze des Tages
und das Dröhnen des Verkehrs stauen sich zwischen den
Mauern. Dann hält er den Brief in den Händen, den
der Schalterbeamte aus dem letzten Posteingang her-
ausgeschickt hat. Molitor hatte ihn postlagernd auf dem
zeitraubenden Weg nach der Zahnstange an der Bucht
hier aufgehalten.

Unverhofft steckt er ihn auf der Straße in die Tasche
und geht zum Hotel zurück, geradewegs auf sein Zimmer.
Das Taschmesser fährt durch das violette Papier.
Zwei Bogen; kaum mehr wahrnehmbarer Duft — stark
genug, drei Jahre zu überbrücken. „Antwerpen, den
19. Juni.“ Als Aufgabestempel: Ostende. Kleine Un-
stimmigkeiten; bei einer Frau wie Ines etwas, über
das man hinwegsehen mußte. Was weiter?

„Lieber Asthan!“ — Molitors Gesicht, über dem
ein froher Glanz von Weichheit und Güte gelegen hat,
verändert sich, je länger er liest. Er liest lange an zwei
Bogen.

„Das kannst du mir doch nicht zumuten: ein solches
Leben, in solcher Einsamkeit? Wenn Du mich liebst. Wenn
es gar nicht anders ginge, wollte ich ja nichts sagen.
Wir sind doch nun einmal verlobt, und seit drei Jahren
warte ich hier. Glaubst Du wirklich, daß Dein Terrain
so viel wert ist, dann verkaufe es doch! Dann könnten
wir vielleicht ganz anständig leben. Auch wenn Du
nicht so viel bekommst, wie Du etwa gehofft hast, später
herauszuholen. Da kann man sich doch sehr irren,
Asthan; ich möchte wenigstens kein solches Risiko ein-
gehen. Das sage ich Dir ganz ehrlich. Deshalb, wenn
Du ernstlich willst, daß ich hier alles aufgebe und zu
Dir komme und wir heiraten, dann schicke mir um-
gehend Nachricht, am besten per Kabel, ob Du damit
einverstanden bist! Und schicke mir gleichzeitig auch ge-
nügend Geld mit, um mir hier noch eine Aussteuer an-
zuschaffen — wenigstens das, was ich persönlich brauche!
Dann will ich gern so schnell wie möglich kommen, ob-
wohl es ein schwerwiegender Entschluß ist. Aber ich
hänge doch sehr an Dir, lieber Asthan — das weißt Du.
Und ich zweifle auch nicht, daß Du einsehen wirst, daß
ich ein Leben, so wie Du es Dir denkst, nicht führen
kann . . .“

Diese Sätze, die Kern und Inhalt des Briefes bilden,
kann Molitor sich auswendig wiederholen, so fest haben
sie sich seinem Hirn eingepägt. Vielleicht hatte sie ein
Recht zu diesem Ultimatum? Aber er versteht es nicht.
Dann geht er, in plötzlichem Entschluß, rasch zur Tür und
die Treppe hinunter. Es ist nichts als ein jäher Heiß-
hunger nach Licht und Menschen, der ihn erfasst hat, be-
wußt und doch eigentlich ziellos.

In der Hotelhalle konzertiert im Stakkatorhythmus
eine Jazzband; unter surrenden Fächerventilatoren wird
dazu getanzt. Molitor bleibt am Eingang stehen,
minutenlang, und läßt den Trubel an sich vorüber-
ziehen. Völlig beziehungslos. Dann hat er genug und
flieht in die Bar, wo er zwei Cocktails trinkt. Das ist
auch nicht das Richtige.

Vielleicht das Lesezimmer? Es werden neue euro-
päische Zeitungen da sein, und vielleicht ist es sogar leer.
Er will keine Menschen mehr sehen und vor allem nicht
angesprochen werden. Mit diesem Entschluß verbissener
Abwehr tritt er über die Schwelle des Saales, wo ge-
dämpftes Licht über breite Klubsessel fällt, die glück-
licherweise alle unbesetzt sind.

Am Schreibtisch jedoch sitzt eine Dame. Das ist ihm
derart zuwider, daß er am liebsten umgedreht und auf
sein Zimmer gegangen wäre. Aber er warnt sich selber
vor solcher Hysterie und setzt sich neben einen Tisch mit
Zeitschriften, in denen er zu blättern beginnt.

Etwas Kaltes, Feuchtes berührt unversehens seine
herabhängende Hand, so daß er aus seinem Grübeln
auffährt. Ein kleiner weißer Terrier . . . Verstoßen
muß er über den Teppich herangekommen sein; nun steht
er da, wirbelt erwartungsvoll den Schwanzstummel und
blickt den Mann, der aus seinem inneren Gleichgewicht
geraten ist, mit vertrauenden Hundeaugen an. Molitor
erinnert sich seiner denn auch sofort. Vorsichtig bewegt
er die Finger, ohne einen Laut von sich zu geben. Aber-
mals kommt die kalte Schnauze in seine Hand. Es tut
wohl, die Hand um die flaumige Nase zu legen, die sich
mit offenbarem Verständnis für das Geheime des Vor-
ganges ebenso lautlos festhalten läßt.

Molitor schielt zum Schreibtisch. Juliane hat nichts
bemerkt, schreibt ruhig weiter. Er wird zu keiner Unter-
haltung genötigt sein. Wahrscheinlich schreibt sie nach
Hause? Nachdenklich läßt er die Augen auf dem geneig-
ten Mädchenkopf ruhen. Ein anderes Schicksal . . .
Denn daß sie die voraussichtliche Braut Madenzies ist,
unterliegt wohl keinem Zweifel, so bestrebtlich der Kon-
trast zwischen beiden auch sein mag.

Er läßt den Terrier los. Dann steht er auf und
geht leise hinaus. Juliane hebt den Kopf und sieht ihm
nach — einen Augenblick nur; dann beugt sie sich wieder
über das Papier.

Asthan Molitor trägt behutsam die Befriedigung der
letzten Minuten mit sich auf sein Zimmer. Sie liegt
nur wie ein dünner Schleier über den gespannten Ner-
ven, den jedes Geräusch zerreißen kann; und deshalb
macht er keins, um sich selbst nicht zu wecken . . .

Trotzdem findet er keinen Schlaf. Und als er ihn
endlich findet, ist er unstill und von quälenden Traum-
bildern gespenstisch belebt. (Fortsetzung folgt.)

Auf der Brücke.

Manchmal mußt du in die Tiefe schauen,
Wie die Wellen rasch von dannen treiben.
Nirgends ist ein Warten und ein Bleiben,
Und enttäuscht wird manchmal dein Vertrauen.

Und so müssen alle Tage fließen,
Immer rasch und schnell von deinem Leben.
Und Gestalten hörst du leise schweben,
Die nach jedem Tag ein Tor verschließen.

Auch die Nacht kann keine Ruhe bringen,
Und die Wellen müssen immer rauschen
Durch die fernsten, tiefsten Dunkelheiten;
Manchmal tönen sie wie sanftes Singen,
Dann muß deine Seele stummend lauschen,
Bis die letzten Klänge sanft entgleiten.

Franz Dingia.

Eine Nacht in Queretaro.

Von Karl Gerdinand Rudolph.

Tiefblau der Himmel. Die Sterne funkeln. Auf den Höhen rings um die Stadt Lagerfeuer. Vom Tal herauf klirren die Waffen streifender Reiter. Stampfen der Pferde. Unheil brütet über der Nacht. Drüben — hinter dem dunklen Wald — ist die Rettung für den Mann, der im Kloster de la Cruz den Tod erwartet. Den Tod für das Land, das er lieben gelernt. Habsburgerblut soll fließen für Mexikos Freiheit. So bestimmte es der Indianer-Präsident.

Der Posten vor dem dunklen Kloster horcht auf. Späht in das Dunkel. In der Ferne verlieren sich die leichten Tritte einer Frau. Rings tiefe Stille. Die Prinzessin Salm bleibt stehen. Hört sie auch niemand? Alles still. Nur das Herz klopft so laut. Hat sie Furcht? Nein, die kennt sie nicht. Wohl aber Sorge um ihn, den sie retten will, noch diese Nacht retten muß, wenn er nicht verloren sein soll.

Ein Windhauch bewegt die Kronen der Bäume. Die Prinzessin zieht den Schal fester um die Schultern, eilt weiter. Vielleicht doch ist es ihr vergönnt, der armen Kaiserin, daheim in jenem weißen Schloß am Meer, das Letzte zu retten, was von ihren Träumen blieb, den gefangenen, zum Tode verurteilten Gemahl. Wenn die Morgensonne Queretaro in ihren goldenen Mantel hüllt, muß der Kaiser drüben im Schatten der dunklen Wälder den Weg in die Freiheit gefunden haben.

Die Flucht des Kaisers ist möglich. Das Geld dafür bereit. Geld ist stärker als die Macht des Indianer-Präsidenten. Nur einen noch gilt es zu gewinnen — zu bestechen. Und das muß diese Nacht noch geschehen. Die Prinzessin fühlt auf der Brust das Papier, mit dem sie das letzte Hindernis fort-räumen wird. 100 000 Pesos für den Oberst Palacios, dem die Wache im Gefängnis des Kaisers untersteht. Und während die einsame Frau weitersteht, wird sie hoffnungsfroh für das Gelingen ihres Unternehmens.

Vor dem Haus, in dem er den Abend mit den Gefährten den Sieg der Republik bei Spiel und Wein gefeiert, erwartet der Oberst die Prinzessin. Das geübte Ohr des Indianers hört schon aus der Ferne den leisen Schritt der Frau.

„Begleiten Sie mich, Oberst?“

„Wenn Sie gestatten, Prinzessin.“

Sie nimmt seinen Arm.

Eine Patrouille freuzt ihren Weg. Der Oberst muß sich ausweichen. Er bezeichnet seine Begleiterin als seine Freundin. Die Indianer-Soldaten des Suarez treten zurück, als die Augen der Frau sie anblicken.

Jetzt sind sie an dem Hause angelangt, in dem die Prinzessin wohnt. Sie bittet den Oberst, sie auf ihr Zimmer zu geleiten. Der Prinz ist nicht anwesend.

Auf die erstaunte Frage ihres Begleiters erklärt ihm die Prinzessin: „Ich habe mit Ihnen allein sprechen wollen, Oberst.“ Sie schließt die Tür und fordert den Oberst auf, Platz zu nehmen. Stille im Zimmer. Von einer Kirche schlägt es zehn Uhr.

Der Oberst hält die Hände auf den Säbel gestützt und — wartet.

„Wie denken Sie über das Schicksal des gefangenen Kaisers?“

„Maximiliano ist verloren“, antwortet er.

„Sie hassen ihn?“

„Nicht mehr. Seitdem ich sehe, wie gut und edel er im Unglück ist, kann ich ihn nicht mehr hassen. Er tut mir leid.“

In diesem Augenblick sieht die Prinzessin in Palacios nicht mehr den halbwilden Indianer, den es zu überlisten gilt. Er ist für sie ein Mensch, der zu lieben versteht. Sie zieht den Ring, den ihr der Kaiser gegeben, vom Finger und legt ihn auf den Tisch. „Oberst, ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, die für Sie und mich von allergrößter Wichtigkeit ist. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort als Offizier und schwören Sie, niemanden zu verraten, was ich Ihnen sagen will, auch wenn Sie nicht auf meine Vorschläge eingehen sollten?“

Schweigen.

Ein Falter flattert um die Lampe. Des Indianers Augen wollen ihm folgen, und — begegnen dem Blick der Prinzessin. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.“ Er legt die Hand auf sein Herz.

Die Frau beugt sich über den Tisch. „Oberst, der Kaiser ist zum Tode verurteilt; wird erschossen, wenn es ihm nicht gelingt — zu entfliehen.“

„Nur eine Rettung gibt es für ihn! Die Flucht, Oberst Palacios!“

„Hat Oberst Villanueva mit Ihnen gesprochen?“

„Nein.“

Die Prinzessin weiß, daß der Indianer lügt. Sie möchte es ihm sagen. Aber ihr ist, als sähen aus dem Dunkel des Zimmers zwei blaue Augen sie bittend an. Der Kaiser wartet. Sie ist seine letzte Hoffnung. Sie zieht die beiden Wechsel hervor, die er ihr gegeben, und legt sie auf den Tisch. „Sie sind arm, Oberst! — Hier sind 100 000 Pesos. Hier ist die Gelegenheit, in diesen unruhigen Zeiten sich ein lebenslangliches gutes Auskommen zu sichern.“

Der Falter flattert um die Lampe. Wenn seine Flügel gegen sie schlagen, klirrt es leise.

Palacios betrachtet argwöhnisch den Wechsel. „Mit diesem Papier?“ Die Prinzessin schämt sich. Sie schämt sich vor diesem Indianer, daß nicht einer für den Erzherzog aus Habsburgs Stamm das Geld in bar gab, um ihn zu retten. „Dieser Wechsel wird sofort, wenn der Kaiser gerettet ist, von der kaiserlichen Familie in Wien bezahlt.“

Schweigen.

Die Hand der Prinzessin, die auf dem Wechsel liegt, zittert leise. „5000 Dollar in barem Gelde werde ich Ihnen noch heute abend für Ihre Soldaten geben.“

Wieder Schweigen.

Der Oberst lehnt sich in das Dunkel zurück. Er horcht hinaus in die Nacht. An das Mädchen im fernen Arizona denkt er, das er zu seiner Squaw machen will. Mit dem Geld da kann er sie morgen in sein Haus führen. Er kennt ein Plätzchen im fernen Heimatdorf. Dort liegt am grünen Abhang, unter Kiefern und Fichten, eine grüne Weide, auf der er als Kind die Ziegen gehütet. Ein Silberbach springt zu Tal. Mit den Händen hat er aus seinem klaren Grund die schnellen Fische gefangen. Mit ihr dort in dem einsamen Haus auf dem grünen Hügel, fern von den Bleichgesichtern zu leben, wie oft hat er davon geträumt — — —

Er schlägt die Augen nieder. Hat er der Frau seine innersten Gedanken verraten?

Eine Patrouille reitet vorbei. Waffen klirren. Pferde schaukeln. Das Anschlagen ihrer Hufe gegen die Steine dröhnt laut in der Straße. Es sind noch nicht acht Tage her, daß Palacios mit solcher Reitergarde einen Verräter zum Tode geführt. Es war ein alter Kamerad von ihm, der noch vor kurzem mit ihm unter des Suarez Fahnen gekämpft. Er mußte sterben, weil er zum Kaiser übergegangen. Und warum war er zum Verräter geworden? Weil er hoffte, unter des Kaisers Fahnen sein Glück zu machen. Das Glück! Dem Kamerad brachte es den Tod des Verräters. Aber ist ihm, Palacios, das Glück nicht treu geblieben bis hierher? Zögernd greift seine Hand nach dem Wechsel.

„Oberst, wir sind ganz in Ihrer Hand. Ohne Sie ist die Flucht unmöglich. Heute nacht kann sie stattfinden. Alles ist bereit.“

Palacios schweigt.

„Nur für zehn Minuten wenden Sie heute nacht im Kloster den Rücken und — der Kaiser ist gerettet.“

Der Oberst beugt sich vor. Der Schein der Lampe fällt in seine großen Augen, die lauernd auf die Frau blicken. „Und der Prinz, Ihr Mann, ist verloren. Wenn der Kaiser flieht, läßt ihn mein General als ersten auf der Stelle erschießen. Haben Sie das bedacht?“

Die Prinzessin erschauert. — Sie schließt die Augen.

„Und wenn Ihr Mann sterben muß — hierfür?“ Er hält ihr den Wechsel hin.

Jetzt schlägt sie die Augen auf, und sieht ihn groß an:

„Dann stirbt mein Mann für seinen Kaiser!“

Erstaunt sieht Palacios die Frau an.

Die Prinzessin kennt die Männer dieses Landes. Sie sind leicht zu entflammen. Aber es ist ein Strohfeuer, das bald verfliegt. Nur durch Handlungen kann man sie binden. Sie nimmt den Ring, den ihr Maximilian gegeben und hält ihn dem Oberst hin. Fast kindlich bittet sie: „Nehmen Sie den Ring, und geben Sie ihn heute Abend dem Kaiser zurück.“

„Und was bedeutet das dem Kaiser, wenn ich ihn ihm zurückgebe?“

„Daß er sein Leben Ihnen verdankt, einem Sohne des Landes, das ihm Vaterland wurde, weil er es lieben lernte.“ Immer näher flattert der Falter der Flamme zu.

Die Frau sucht in den Augen des Mannes zu lesen.

Aber nichts verrät, daß diese in die Zukunft zu dringen versuchen: Wenn er den Kaiser rettet, winkt ihm Erfüllung alles dessen, was er sich ersehnt. Und wenn er der Sache des Suarez treu bleibt, ein Leben, das ihm wohl nie seine Wünsche erfüllen wird. Wo ist der richtige Weg?

Jetzt findet der Falter seinen Weg in die Flamme. —

Ein kurzes Aufblitzen, dann — nichts mehr. Palacios fährt zusammen. Hat er gestöhnt? Er streicht das schwarze Haar aus der Stirn. Es ist feucht.

„Oberst, die Zeit drängt.“

Die kleine Hand der Prinzessin ballt sich zur Faust. Wie oft hat sie mit ihrem Willen die wildesten Pferde gezähmt. Sie sieht sich bei Suarez, sie sieht sich als Gefangene der Feinde des Kaisers, sie sieht sich bei dem feindlichen General, der ihr mit dem Tode gedroht, allen zwang sie Achtung ab durch ihren starken Willen. Versagt ihr das Schicksal jetzt hier bei diesem Indianer den Erfolg?

Langsam zieht der Oberst den Ring vom Finger. „Ich muß noch — einmal alles — genau — überlegen“, er schweigt verwirrt unter den prüfenden Augen der Prinzessin, und legt den Ring auf den Tisch.

Ganz nahe tritt sie an den Oberst heran: „Ich sehe, daß Sie sich noch nicht entschließen können; aber“, sie lächelt ironisch, „es würde zwecklos sein, mich zu verraten.“

„Verraten — ich Sie —?“ „Ich gab mein Ehrenwort.“

„Und der Kaiser, Oberst?“ Sie möchte aufschreien, aber sie zwingt sich zur Ruhe.

„Ich will heute nacht über das, was Sie mir sagten, nachdenken, und Ihnen morgen früh meinen Entschluß mitteilen.“ Zur Beteuerung legt er nochmals die Hand aufs Herz. Dann geht er.

Die Prinzessin hört seine Schritte sich entfernen. Sie öffnet das Fenster. Nacht über Queretaro. Juninacht. Tiefblau der Himmel. Im Winde flattern die Fahnen, die den Sieg des Suarez über den Kaiser feiern. Über die wilden Wälder hebt sich der Mond. — Die Prinzessin glaubt an Gott. Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Das Licht des Mondes fällt auf den Weg, der den Kaiser aus Queretaro hinaus, aus der Gefangenschaft in die Freiheit führen soll. — — —

Horch! Drüben in den Wäldern faucht großend die schwarze Pantherlauge. Lechzt sie nach Blut? — Eine Uhr schlägt. — 12. — Mitternacht. — — —

Zu dieser Stunde ging Oberst Palacios zu seinem General Escobedo und verriet ihm alles.

Zwei Tage darauf wurde Maximilian von Habsburg erschossen. Und — Oberst Palacios kommandierte die Soldaten, die ihn zum Tode führten.

John Lee, der dreimal Gehenkte.

Einer wahren Begebenheit nachgezählt von Ernst H. Stavenhagen.

Welche Gedanken bewegen einen zum Tode Verurteilten in den letzten Augenblicken vor der Hinrichtung? Die Frage wird kaum jemand beantworten können, da im normalen Verlauf der Dinge das Fallbeil oder der Strid dem Betroffenen unbittlich das Wort abschneidet. Und doch gab es noch vor kurzem einen Menschen, der diese fürchterlichen Minuten und Sekunden nicht nur ein-, sondern nicht weniger als dreimal hat durchmachen müssen und gleichwohl noch fast fünf Jahrzehnte danach gelebt hat.

Am 15. November 1884 wurde das kleine Dorf Dabbacombe in Devon durch ein schreckliches Verbrechen in helle Aufregung versetzt. Eine angesehene alte Dame, Frau Emma Ann Reyes, war am Morgen in ihrem Hausflur tot aufgefunden, blutüberströmt, den Schädel durch Hiebe mit einem scharfen Gegenstand zertrümmert. Spuren deuteten darauf hin, daß der Täter das Haus hatte in Brand stecken wollen, doch lagen keine Anzeichen für einen Raubmord noch irgend welche Anhaltspunkte für ein sonstiges Motiv vor. Die Polizei war überzeugt, daß der Mörder innerhalb des Hauses zu suchen sei, und ihr Verdacht richtete sich auf den zwanzigjährigen John Lee, den Stiefbruder der Witvin von Frau Reyes, den diese aus Mitleid bei sich aufgenommen hatte. Der junge Mann machte nicht gerade den besten Eindruck, schien ein wenig schwachköpfig zu sein und hatte auch schon verschiedene kleinere Straftaten auf dem Kerbholz.

Der Verdächtige wurde verhaftet und auf Grund eines — wie man glaubte — lückenlosen Indizienbeweises am 16. Februar 1885 vom Schwurgericht Exeter zum Tode durch den Strang verurteilt. Der Angeklagte war der Verhandlung bis zum Schluß mit erstaunlicher Ruhe gefolgt, hatte ständig seine Unschuld beteuert und in seinem Schlusswort seiner unerschütterlichen Überzeugung Ausdruck gegeben, daß der Himmel seine Hinrichtung nicht zulassen werde. Diese prophetischen Worte sollten sich in erstaunlicher Weise bewahrheiten. —

Unter Leitung des Scharfrichters Berry wurde im Gefängnishof das Gerüst mit dem Galgen errichtet, man stellte mit einer dem Verurteilten in Größe und Gewicht gleichen Puppe Versuche an, ob alles, insbesondere die verhängnisvolle Falltür, richtig funktioniere; alles wurde in Ordnung befunden. Der Fenster stand bereit seines Amtes zu walten.

Nach tagelangen schweren Regengüssen brach mit dem 24. März der verhängnisvolle Tag in strahlender Bläue an. In aller Frühe holte man Lee aus seiner Zelle, führte ihn durch lange

Gänge in den Gefängnishof, wo schon zwei Duzend Zeugen neben dem Galgen warteten, und niemand hätte für das Leben des armen Sünders auch nur einen Pfifferling gegeben. Selbst als man den Verurteilten mit gefesselten Händen und Knien auf die verhängnisvolle Falltür gestellt hatte, bewahrte er seine Ruhe; nur als der Scharfrichter die Schlinge um den Hals legte, klapperten ihm, wie er nachträglich gestand die Zähne, und er verlor für einen Augenblick seine feste Zuversicht. Mühte er doch jede Sekunde gewärtig sein, daß ihm der Boden unter den Füßen schwand und er ins Nichts versank.

Indessen nichts dergleichen geschah, und bald bemerkte Lee auch trotz der ihm über den Kopf gezogenen Kappe, daß irgend etwas verkehrt gegangen war. Berry und seine Gehilfen stießen und klopfen an der Falltür, auf welcher der Verurteilte noch immer stand; doch nichts rührte sich. Dann wurde Lee von seinem Plaze geschoben, und er wurde, nachdem ihm die Kappe, die ihn fast ersticke, vom Kopf genommen war, in seine Zelle zurückgeführt. Totenblau, von kaltem Schweiß überzogen, lag er auf seiner Pritsche, aber voll Freude im Herzen. Hatte doch der Himmel sein Versprechen gehalten und ihn vor dem Tode bewahrt.

Inzwischen forschte man nach dem Grunde des Versagens der Falltür. Der Hebel, der sie zu betätigen hatte, arbeitete ordnungsgemäß; gleichwohl war die Tür im entscheidenden Augenblick nicht gefallen. Man klopfte und hämmerte, und als einer der Scharfrichtergehilfen auf die Plattform trat, während gerade ein anderer am Hebel zog, klappte die Tür auf, und jener sauste in die Tiefe. Einige tüchtige Schrammen und ein gebrochenes Bein waren die Folgen.

John Lee lag noch auf seiner Pritsche, als man ihn — es klingt eigentlich unglaublich — zum zweiten Male zur Hinrichtung holte. Wieder ging es durch die Gänge auf den Hof, er betrat von neuem die Plattform, die Knie wurden gefesselt, die Kappe ihm über den Kopf gezogen, und der tobbringende Strid ihm zum zweiten Male um den Hals gelegt. Wieder ein Zug an dem Hebel, der richtig nachgab, aber — die Falltür rührte sich nicht. Auf ihr stand der Verurteilte, wie nur irgendwo auf fester Erde.

Lee wurde von neuem in seine Zelle gebracht. Wieder untersuchte man dann den Galgen. Alles war in bester Ordnung. Auf den Hebelzug öffnete sich die Falltür, und die zur Probe benutzte Puppe stürzte prompt in die Tiefe.

Man stand vor einem Rätsel. Einen dritten Versuch zu machen, hielt man sich nicht für befugt. Sagte man sich doch ganz richtig, daß die eigentliche Strafe in den letzten furchtbaren Minuten voller Furcht vor dem Tode, weniger in diesem selbst bestand, und die hatte Lee bereits zweimal durchkostet. Daher wandte man sich telegraphisch an den Justizminister in London, von dem umgehend der Drahtbeißer zurück kam: „Urteil vollstrecken!“

Noch am gleichen Vormittag holte man Lee zum dritten Male. Obgleich der Unglückliche verzweifelt Einspruch erhob, mußte er wiederum den Todesweg antreten. Er machte, was man verstehen kann, einen bemitleidenswerten Eindruck. Auf der Plattform vermochte er sich kaum aufrecht zu halten. Gleichwohl verlor er seine Zuversicht auch jetzt nicht. Außer ihm zweifelte niemand, daß jetzt alles glatt gehen werde. Hatte man den Galgen doch inzwischen viermal mit der Puppe geprobt, nicht ein einziges Mal hatte die Falltür versagt. Berry selbst zog den Hebel, um jedes etwaige falsche Spiel auszuschalten. Es half nichts: Die Falltür verharrte in ihrer Lage, und es blieb nichts anderes übrig, als Lee zum dritten Male in seine Zelle bringen zu lassen.

Noch einen Versuch zu machen, schien der Behörde nicht nur unmenschenlich, sondern auch nicht geraten. Schon waren Gerüchte über die Vorfälle in die Stadt gedrungen, und die Bevölkerung wurde unruhig. Ein Staatsanwalt setzte sich auf die Bahn, fuhr nach London und erzielte eine Verfügung, welche die Umwandlung des Todesurteils in lebenslängliches Zuchthaus aussprach. Inzwischen hatte Berry bei einer neuerlichen Untersuchung den Fehler gefunden und behoben. Man brauchte nur von den Ranten der durch die letzten Regengüsse aufgequollenen Falltür ein wenig abzufügen, und sie arbeitete wie früher vollkommen zuverlässig.

An Lee wurde dies indessen nicht mehr erprobt. Er saß jahrelang im Zuchthause, bis er am 12. Dezember 1907 begnadigt wurde. In Amerika, wohin er sich alsbald begab, hat er bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode ein musterhaftes Leben geführt. Daß er der Mörder der Frau Reyes gewesen, glaubt nach seiner wunderbaren dreimaligen Rettung kein Mensch mehr.

Scherz und Spott

Schlechte Ausflüchte.

„Also, nun sagen Sie, Herr Klausner, wann werden Sie endlich Ihre Schuld bezahlen?“ — „Ja, Herr Rupert — leider muß ich Ihnen auch die Antwort schuldig bleiben!“ (Passing Show.)